

KEIMZEIT

Frank Solberg

Frank Solberg

KEIMZEIT

Liebeserklärung an eine zumutbare Jugend

Roman

Shaker Media

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bildnachweise:

Flüchtende Mutter mit Kindern – Fotograf unbekannt / Bundesarchiv, Bild 183-B0720-0046-001 / CC-BY-SA, Vietnamkrieg

http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_183-B0720-0046-001,_Vietnamkrieg,_Fl%C3%BCchtende_Mutter_mit_Kindern.jpg?uselang=de

Dorchester Debs – Fotograf Chris Ware / Keystone / Hulton

Archive / Getty Images: #83414152

The Beatles in America – Fotograf unbekannt / United Press International / Library of US-Congress / Reproduction Number: LC-USZ62-111094 / Note: No copyright found

http://commons.wikimedia.org/wiki/File:The_Beatles_in_America.JPG?uselang=de#file

John F. Kennedy, White House photo portrait, looking up – Fotograf unbekannt / White House Press Office (WHPO) / Note: Public domain http://commons.wikimedia.org/wiki/File:John_F._Kennedy,_White_House_photo_portrait,_looking_up.jpg?uselang=de

Sonor-Schlagzeug 1950-60s_Kit_Red – SONOR GmbH & Co. KG, Bad Berleburg

Copyright Shaker Media 2014

Alle Rechte, auch das des auszugsweisen Nachdruckes, der auszugsweisen oder vollständigen Wiedergabe, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und der Übersetzung, vorbehalten.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-95631-231-1

Shaker Media GmbH • Postfach 101818 • 52018 Aachen

Telefon: 02407 / 95964 - 0 • Telefax: 02407 / 95964 - 9

Internet: www.shaker-media.de • E-Mail: info@shaker-media.de

Das vorliegende Buch ist keine Fiktion. Alles was hier beschrieben wird, ist passiert – so oder so ähnlich. Hie und da, wo die Erinnerung nach über 50 Jahren verblasst ist, habe ich der Wahrheit auf die Sprünge geholfen, jedoch ohne sie zu verfälschen.

Um die Verletzung von Schutzrechten zu vermeiden, habe ich, soweit erforderlich oder sinnvoll, die Namen von handelnden und beteiligten Personen sowie die Orte und die zeitlichen Abläufe verändert. Alle Zitate aus Funk, Fernsehen, Presse, aus Werken der Musik und der Literatur, sind ausdrücklich als solche gekennzeichnet.

Es ist guter Brauch, dass der Autor den Menschen, die ihn bei der Arbeit an seinem Buch maßgeblich unterstützt haben, seinen Dank ausspricht. Das sei hiermit ausdrücklich geschehen. Alle Beteiligten werden wissen, dass ich sie, und nur sie, meine.

Inhaltsverzeichnis

1. Buch: Spurensuche	11
(1961) Auf der Stelle	13
(1962) Mäuseschritte	63
(1963) Drei vor – Zwei zurück	145
2. Buch: Körperwelten	239
(1964) Aufgestiegen – Abgestürzt	241
(1965) Hingefallen – Aufgestanden	351
3. Buch: Lebenszeichen	451
(1966) Wendemarken.	453
(1967) Himmelsstürme.	543
Urheberrechtliche Informationen.	623

Es war eine wilde Zeit. Wir waren jung, unerfahren,
neugierig, ungeduldig und katholisch.
Eine fatale Mischung.
Zum Glück hatten wir uns und unsere Musik.

1. Buch: Spurensuche

„Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet,
die Jugend muss doch immer wieder
von vorn anfangen.“

Johann Wolfgang von Goethe

(1961) Auf der Stelle

Der 13. August 1961 war ein Tag, der so manchen deutschen Lebenslauf radikal veränderte und viele Lebensplanungen mit einem Hieb zunichtemachte. Es war ein Sonntagnachmittag am Ende der Sommerferien. Wir hatten uns getroffen, um ein bisschen zu musizieren und noch ein paar ungetrübte Stunden zu genießen, bevor uns am Montag unsere Lehrer und Lehrerinnen wieder vereinnahmen würden.

„Sie bauen eine Mauer in Berlin.“ Conny stürmte aufgeregt in die Backstube. „Stellt euch vor, eine Mauer mitten durch die Stadt.“

„Reg dich ab, Kleiner“ sagte Kalle besänftigend. „Jeden Tag werden Mauern gebaut, überall, nicht nur in Berlin.“

„Nee, nee“, rief Conny, „das waren die aus der Ostzone, die haben heute Nacht angefangen eine Mauer hochzuziehen.“ Er wischte sich ein paar imaginäre Schweißperlen von der Stirn. „Es ist gerade im Radio durchgekommen.“

Keiner von uns ahnte, wie nah wir in jenen Tagen an einem Krieg entlang schrammten. Nationale und internationale Politik war uns nicht gänzlich fremd, soweit wir sie als 15- und 16-Jährige überhaupt mitbekamen, aber sie berührte uns nur am Rande. Warum die Mauer zwischen dem sowjetischen Sektor und den drei West-Sektoren errichtet wurde, und warum dieses Monstrum aus Stein, Beton und Stacheldraht zum Todesstreifen mitten durch Deutschland mutierte, darüber wussten wir nicht viel. Dass dieser „antifaschistische Schutzwall“, so der Sprachgebrauch der politischen Führung in Ost-Berlin, weniger gegen imperialistische Aggressoren gerichtet war,

wie uns die Propaganda der sogenannten „DDR“ weißmachen wollte, sondern dazu diente, den Flüchtlingsstrom nach Westen zu stoppen, war uns nur ansatzweise bekannt.

„Scheiß Kommunisten“, sagte Paul, „lass die sich doch verbarrikadieren. Die haben doch sowieso nichts zu fressen da drüben. Wer von uns will denn freiwillig da hin?“

Ihm ging das Schicksal der ehemaligen deutschen Hauptstadt und ihrer Bevölkerung ungefähr so nahe, wie das der Einwohner von Taka-Tuka. Gefühlt war die Insel Berlin, zumal deren Ostteil, auch genauso weit weg.

Die Konsequenzen für unser geteiltes Land, insbesondere für die Berliner und die Menschen in der abgeriegelten „SBZ“, der Sowjetisch Besetzten Zone, durchschauten er und wir in dieser Stunde nicht. Damit befanden wir uns allerdings in bester Gesellschaft mit vielen Millionen Bundesbürgern, denen erst in den kommenden Monaten ein paar Lichter aufgingen.

Connies Hiobsbotschaft brachte unser Zusammensein nur vorübergehend durcheinander. Ausgestattet mit einem untrüglichen Gespür für Unheil jedweder Art, war er auf das Überbringen schlechter Nachrichten spezialisiert. Er war schwächling, wendig, ständig in Bewegung und hörte sämtliche Flöhe husten. Stets bestens informiert über das, was in Deutschland und in der Welt im Großen und im Ruhrgebiet im Kleinen vor sich ging, schienen seine Antennen vorrangig auf negative Schwingungen ausgerichtet zu sein. In der griechischen Antike hätte man ihn für diese zweifelhafte Begabung gevierteilt, geköpft, ertränkt oder sonst wie aus dem Leben befördert. Wir hatten gelernt damit umzugehen, wenngleich er uns mitunter auf den Wecker ging.

Aus den vergangenen sechs Ferienwochen, in denen wir uns wenig gesehen hatten, gab es reichlich Gesprächsstoff. Vom launenhaften, kühlen und feuchten Sommerwetter konnten wir erzählen. Zudem waren alle irgendwann irgendwo irgendwie

unterwegs gewesen, die meisten mangels Kleingeld der Eltern zu Besuch bei irgendwelchen Verwandten, Bekannten oder Freunden. Von einer richtigen Urlaubsreise konnte im Freundeskreis außer mir keiner berichten, jedoch unterließ ich es aus Gründen, die ich ungern preisgeben wollte. Dass ich zu Ferienbeginn zwei Wochen gearbeitet und mir vierzig Mark als Lageraushilfe in einem Konsumladen verdient hatte, die ich für ein eigenes Radio sparte, blieb eine Nebensächlichkeit.

Irgendwann waren die Themen durchgekaut, die Unterhaltung verebbte. „Lass uns jetzt endlich was spielen“, sagte Paul ungeduldig. Er rupfte einen schrillen Akkord auf seiner Gitarre und begann dann übergangslos den Hittitel *Travelin' Man* zu intonieren. Nacheinander stimmten alle ein, wer den Text nicht kannte, summite die Melodie.

In diesem Bestseller-Song erzählte US-Teenagerstar Ricky Nelson von den zahlreichen Schönen, die in jedem Hafen – von Alaska bis nach Mexiko – auf ihn warteten:

*I'm a travelin' man, made a lot of stops, all over the world
And in every port, I own the heart of at least one lovely girl.
I have a pretty senorita, waiting for me, down in old Mexico.
If you ,re ever in Alaska stop and see my cute little Eskimo ...*

Eingängig, harmonisch und leicht nachzuspielen. Da wir nur über zwei Gitarren und ein Banjo verfügten, suchten wir bevorzugt Lieder mit einfacher Instrumentierung, die wir allerdings soweit einübten, dass wir sie einer geneigten Zuhörerschaft durchaus hätten vortragen können.

Es waren die ersten, tastenden Schritte auf dem Wege zur Erfüllung eines gemeinsamen Traums, nämlich einmal eine Band zu gründen. Auftritte in kleiner Besetzung hatten wir bereits bestritten, allerdings vorwiegend mit Juxliedern zur

Erheiterung der Gäste auf Festivitäten in unserer Kirchengemeinde. Allseits gerühmt wurden die Darbietungen, die Stolle und ich bei Feiern der Kolpingfamilie zu Gehör brachten, so etwa die Balladen von „Herrn Lehmann sein Sohn“ oder „Des Klempners Töchterlein“ sowie die traurig schaurigen Moritaten „Sabinchen war ein Frauenzimmer“ und „Johann Gottfried Seidelbast“. Künstlerisch flach, aber Indiz für unseren Hang, Leute zu unterhalten.

Wir hatten natürlich andere, deutlich höhere Ambitionen, was unsere Ausstattung und das zukünftige Repertoire anbetraf. Uns begeisterten Rock&Roll und Rhythm&Blues aus Übersee und Großbritannien. Die Militärsender American Forces Network (AFN) und British Forces Network (BFN) mit ihren Hitparaden waren unsere Nahtstelle zur Weltmusik. Dank ihnen kannten wir die amerikanischen Billboard Charts und die TOP-20 aus England querbeet.

Der heimische Hörfunk bot nur eine Sendung, die uns ansprach: „Spielereien mit Schallplatten“ im Westdeutschen Rundfunk, später umbenannt in „Musik aus Studio B“, mit dem englischen Moderator Chris Howland. Er war einer der ersten Disc Jockeys in Deutschland. Sein holpriges Deutsch, der starke britische Akzent sowie der von ihm selbst erfundene Spitzname „Heinrich Pumpernickel“, machten ihn so populär, dass seine Musiksending ab 1961 lange auch im Deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde.

Unsere Superstars hießen Del Shannon, Roy Orbison, Fats Domino, Buddy Holly, Eddie Cochran, Little Richard, The Everly Brothers, Cliff Richard & The Shadows und allen voran Elvis Presley, der in diesem Jahr sage und schreibe vier Nummer-1-Hits landete. Sie alle standen uns deutlich näher als einheimische Interpreten. Die deutschen Schlager trafen nicht unseren Geschmack, es gab kaum Musik für junge Menschen unter Zwanzig. Ausnahmen bestätigten diese Regel: *Mit 17*

fängt das Leben erst an von Ivo Robic, *Bist du einsam heut Nacht* von Peter Alexander oder Peter Beils *Corinna, Corinna* fanden eine gewisse Zustimmung, vielleicht aber nur deshalb, weil es sich um Coverversionen englischer Originale handelte.

Jenseits der mangelhaften Ausrüstung und der nicht vorhandenen Technik, für deren Beschaffung es naturgemäß an Geld fehlte, bestand ein grundsätzliches Problem in der Größe der Gruppe von sieben Freunden. Zwar waren alle Feuer und Flamme für die Idee, als Band öffentlich aufzutreten, nur durften aufgrund ihrer musikalischen Veranlagung und Fähigkeiten allenfalls vier Leute überhaupt über eine solche Karriere ernsthaft nachdenken. Früher oder später würden wir die untalentierte Spreu vom kreativen Weizen trennen müssen. Wie das ausgehen, und ob die Clique das überleben würde, stand in den Sternen.

Paul, Kalle, Stolle und ich, da waren wir vier uns einig, bildeten die musikalische Kerntuppe. Wir konnten singen, Gitarre spielen und unser Banjozupfer, Stolle, sollte den Bass übernehmen. Was fehlte, war ein Schlagzeuger, aber den würden wir finden. Walter besaß eine Geige, die aber nicht in unsere Vorstellung von Popmusik passte. Die Anderen mussten also künstlerisch durch das Sieb fallen. Wobei jeder streng genommen brauchbare Fertigkeiten vorzuweisen hatte, die im Umfeld einer Musikgruppe zweifellos von Bedeutung sein konnten, seien sie organisatorisch, handwerklich oder technisch. Aktuell wichtig war Conny, dessen Vater, Bäckermeister Conrad, uns seine Backstube als Treffpunkt und Probenraum zur Verfügung stellte. Diese großzügige Geste fiel später, als wir elektronisch aufgerüstet hatten, dem nachvollziehbaren Bestreben nach Lärmschutz zum Opfer.

Wir kannten uns aus der Volksschule und waren gemeinsam in der katholischen Jungschargruppe „Möwe“ aktiv. Einige

waren Ministranten; glücklicherweise ging dieser Kelch an mir vorbei, denn das bedeutete meistens sonntägliches Frühaufstehen. Meine Eltern wollten mich zwar zu einem ordentlichen Christenmenschen erziehen, zwangen mich aber nicht zu den Messdienern.



Am 14. August fing uns der Alltag wieder ein. Wir gingen auf unterschiedliche Schulen oder standen bereits in der Berufsausbildung. Paul Kremer, Karl-Heinz (Kalle) Wiegand und Walter Schiller besuchten ein Gymnasium. Stolle, Taufname Michael Stollwerk, und ich gingen zur Albrecht-Dürer-Realschule, leider in verschiedene Klassen. Er, sitzen geblieben, musste eine Ehrenrunde drehen, der 2 Jahre später eine weitere folgen sollte. Hermann Michalski, Typ praktisch veranlagter Tüftler, absolvierte eine Lehre als Automechaniker. Peter Conrad, von allen nur Conny geheißen, von Übelwollenden despektierlich „Mehlwurm“ genannt, befand sich in der Ausbildung zum Konditor im elterlichen Betrieb. Für ihn war montags bis samstags um 3 Uhr früh die Nacht beendet.

Stolle, mein engster Freund, gescheit und musikalisch außerordentlich begabt, aber – wie seine Mutter es unumwunden und zutreffend ausdrückte – ein fauler Hund. Bemerkenswert waren indes seine Erfolge beim weiblichen Geschlecht. Die „Weiber-sind-doof-Phase“ hatten wir alle hinter uns gelassen, er allerdings war der erste von uns, der schon Freundinnen vorweisen konnte, davon mindestens eine, mit der er anscheinend nicht nur Händchen hielt. Dass keiner von uns anderen so recht durchblickte, was es damit auf sich hatte, wenn man nicht nur Händchen hielt, stand auf einem andern Blatt.

Stolle und ich erzählten uns vieles, wenn auch nicht alles. Mit ihm, der unbestrittenen Autorität auf diesem Gebiet, und nur

mit ihm, konnte ich über meine gescheiterte Ferienbeziehung mit Carla reden, die mir im gemeinsamen Urlaub mit meinen Eltern in Usseln begegnete, einem Dorf im hessischen Upland.

Carla, 14-jährig, war die Tochter unserer Pensionswirtin. Sie war ein rustikales Geschöpf, das gerne auf Bäume kletterte und im Wald herumtollte. An ihr war aber keinesfalls, wie ihre Mutter meinte, ein Junge verloren gegangen. Sie hatte mehr zu bieten als zwei rotblonde Zöpfe und Sommersprossen, war ein Mädchen mit weiblichen Attributen und Posen. Körperlichkeit war ihr nicht unangenehm, im Gegenteil, sie suchte ständig physischen Kontakt und drückte mir ab und zu, wie nebenbei, einen Kuss auf die Wange, etwa, wenn ich sie beim Versteckspiel gefunden hatte. Zudem ließ sie mich häufig wie beiläufig ihre geblühten Unterhosen sehen, die immer recht knapp saßen.

Unbeabsichtigt kam ich ihren sekundären Geschlechtsmerkmalen und ihrem Intimbereich verhältnismäßig nahe. Dann erschien Reinhold aus Hagen auf der Bildfläche. Seine Eltern besaßen einen DKW, Modell „Auto Union 1000 S“ mit 50 PS. Sie hatten zwei getrennte Fremdenzimmer gebucht, während wir, die Eltern und ich, uns mit einer engen Dreibettbude begnügen mussten.

Keine Ahnung, was Reinhold außer einer eigenen Kammer sonst noch zu bieten hatte. Von einer Stunde zur nächsten war ich abgemeldet, sie hatte nur noch Augen – und wer weiß was sonst noch – für ihn. Meine Ferien waren gelaufen.

Stolle tröstete mich. „Da warst du zu ängstlich“, befand er. „Die wollte irgendwas von dir.“

„Was kann sie denn gewollt haben?“, fragte ich gereizt.

„Na, ja, du hättest sie mal auf den Mund küssen sollen oder einfach mal anfassen, und dann ... mal sehen, was geschieht.“

Es folgte sein legendärer Reim „Mädchen gibt's wie Sand am Meer, laufe bloß nicht hinterher.“ Von ihm stammte dann auch die später verschärfte Version mit der Modifikation des ersten Halbsatzes. „Muschis gibt's wie Sand am Meer, ...“

Stolles Motto lautete: „Angriff! Sei frech! Solange sie dir keine runterhaut, steht die Ampel auf Grün.“

Er war das, was man heute einen Macho nennen würde. Ich besaß weder seine Abgebrühtheit noch seine Souveränität. Da bei mir die Bräute nicht Schlange standen, musste ich mich wohl oder übel aktiv um sie bemühen. Allerdings mit mäßigem Erfolg, weil leichter gesagt als getan. Ich fühlte mich verkrampft und tapsig. Auch störte mein pubertäres Pickelgesicht, das mein Selbstvertrauen minderte und meine Chancen schmälerte.

Hinzu kam meine Unerfahrenheit. Erste unschickliche Kontakte hatte ich mit Therese, einer Cousine, ein knappes Jahr jünger als ich, Tochter von Onkel Josef und Tante Helene, der Schwester meines Vaters. Unsere Eltern verbrachten viel Zeit miteinander, es wurde oft und gerne gefeiert, daher trafen wir uns regelmäßig. Wie in Polnisch stämmigen Familien Brauch, wurden Feier-, Geburts- und Namenstage ausgiebig begangen, und die Feste dauerten nicht selten bis in den frühen Morgen. Obschon erzkatholisch, frönte man dabei leidenschaftlich dem Kartenspiel. Jede passende Gelegenheit wurde genutzt, um Skat, Schafskopf oder gar Mauscheln zu spielen. Letzteres gelegentlich mit Einsatz von, nach damaligen Maßstäben, ansehnlichen Geldbeträgen. Lagen die Spielkarten erst einmal auf dem Tisch, dann zählte man weder die Stunden noch die Gläser.

Als Kinder wurden wir abends irgendwann ins Bett gesteckt. Mangels Alternativen, und weil man nichts Schlimmes vermutete, deponierte man uns meistens gemeinsam in das elterliche Doppelbett. Aus anfänglich kindlicher Neugier entwickelten sich im Laufe der Jahre intime Spielereien. Wir zeigten uns gegenseitig unsere nackten Körper und gerne unsere Intimbereiche, und wir berührten und streichelten uns intensiv und mit Vergnügen. Indes blieb alles doch verhältnismäßig harmlos, echtes sexuelles Verlangen und Empfinden stellte sich nicht ein.

Stattdessen verfolgte mich mein Gewissen ob dieses unfrommen Verhaltens. Überhaupt störte dieser unnachgiebige, nachtragende innere Sittenwächter oft und zuweilen massiv, schließlich war ich katholisch und musste meine Sünden regelmäßig beichten. Vorsichtshalber erwähnte ich dabei nie, dass es sich um eine nahe Verwandte handelte, immerhin waren wir Cousin und Cousine ersten Grades. Das wiederum brachte mich zwangsläufig in die paranoide Situation, bei der Beichte nur die halbe Wahrheit sagen zu können oder gar die Unwahrheit, je nachdem, wie genau der Priester nachfragte. Seelische Konflikte pur, lange Zeit ein ständiger Wegbegleiter.

Als Therese mit 13 ihre erste Regelblutung bekam, registrierten Onkel und Tante überrascht, dass sie kein Kind mehr vor sich hatten, sondern eine heranwachsende junge Frau. Jedenfalls nahm unser Bettgeflüster ein jähes Ende. Dass dieses unerlaubte Vorspiel einmal ein erfreuliches, jedoch ebenso unerlaubtes Nachspiel finden würde, war nicht absehbar.

Die linkischen Doktorspiele mit Therese waren das Eine, der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht an sich, sprich mit Mädchen allgemein, war das Andere. Bei mir drehte sich irgendwann unentwegt alles um die Frage, ob sich irgendwann eines dieser Fabelwesen für mich interessieren würde und ob jemals eines überhaupt mit mir zusammen sein wollte?

Dabei war es gerade einmal zwei Jahre her, da wollte ich – infantil und herablassend – von Mädchen nichts wissen. Mädchen waren bekanntlich ängstlich, wehleidig, weinerlich, launisch und zickig; sie hatten längere Haare, häufig Zöpfe, trugen Kleider oder Röcke, Knie- oder Wollstrümpfe und spielten mit Puppen. Mit denen konnte man weder Kicken, noch Klingelmännchen veranstalten, auch sonst waren sie zu nichts zu gebrauchen.

Irgendwie passierte es fast übergangslos und ohne Vorwarnung. Plötzlich machten sich fremdartige Gefühle bemerkbar, die ich zunächst nicht einzuordnen vermochte. Es begann kurz nachdem ich ein erstes dünnes Haarfädchen an meinem Unterleib aufspürte, was mich verwirrte und bestürzte, weil ich glaubte, da bahne sich eine Erkrankung an. Unter Schmerzen riss ich dieses Härchen und die nachfolgenden aus. Innerhalb weniger Monate sprossen dann weitere, die sich zu einem Busch vereinigten, den ich nicht mehr beseitigen konnte.

Bis mir klar wurde, dass die wuchernde Intimbehaarung, einhergehend mit ungewollten nächtlichen Entladungen, die Bettdecke und -laken befeuchteten, ein Zeichen des sexuellen Heranreifens war, verging nicht viel Zeit. Zumindest nicht mehr, als die absonderliche Feststellung benötigte, dass die puppenspielenden Rockträgerinnen auf einmal eine ungewohnte Anziehungskraft ausübten.



Das Ende der Sommerferien bedeutete den Anfang der Fußballsaison. Ich trat für den „Hörder Sport Club“ (HSC) als Torwart in der B-Jugend an. Lieber wäre ich für den populäreren „Verein für Leibesübungen Hörde“ (VfL) aufgelaufen, dessen Stadion sich in der Nachbarschaft befand, wenige Fußminuten von meinem Elternhaus entfernt. Da meinen Vater als überzeugter HSC-Anhänger mit dem VfL eine altbewährte Intimfeindschaft verband, war ich nicht unbedingt frei in meiner Entscheidung und trug somit ein schwarz-weißes Trikot statt eines rot-schwarzen.

In meiner Mannschaft spielte Kalle als Rechtsaußen, pfeilschnell, dribbelstark und eigensinnig. Hermann und mein Klassenkamerad Clemens Seidler waren VfLer, auf dem Fußballfeld also unsere Gegner, und wir schenkten uns nichts. Besonders